

Preis für die einspaltige Petit-Zeile oder deren
Raum 15 Pfg., Restame pro Zeile 40 Pfg.
Anzeigen finden die weiteste Verbreitung. Bei
Wiederholungen entsprechender Rabatt.

erscheint an allen Wochentagen. — Bezugspreis vierteljährlich mit Botenlohn 1,75 Mk., durch die Post bezogen 1,50 Mk., durch die Post ins Haus geliefert 1,92 Mk.

Mr. 199.

Serborn, Mittwoch, den 26. August 1914.

12. Jahrgang.

— Ziehet die Schwerter zum blutigen Strauß!
 Stürmt in die feindlichen Scharen hinein!
 Hörner sie schmettern zum Kampfe, zum Sieg!
 Schlacht! Zerschmettert die Feinde mit wuchtiger
 dem Schwerte das Waterhaus! [Macht!

heraus! — Zieh'et die Schwerter zum blutigen Strauß!
Die Lagen legt ein! Stürmt in die feindlichen Scharen hinein!
Schneller Krieg! Hörner sie schmettern zum Kampfe, zum Sieg!
Nur zur Schlacht! Zerschmettert die Feinde mit wuchtiger
Schlägt mit dem Schwerte das Vaterhaus! [Macht!
Nur die Feinde zu Deutschland hinaus!
heraus! Reitet mit mutigem Sturmgebräus
In das Gefecht! Streitet stets ritterlich, echt!
Nur das Vaterland, Freiheit und Recht!
Kampft mit dem Feinde gar blutigen Reigen,
Nur sollt die deutsche Sehne ihn zeigen!
heraus! Herr Gott im Himmel hilf ihnen aus!
Nur doch für deutsche Kultur, deutsche Sitten,
In unsren Gegnern blutig gestritten. —
Schneller Reiter, heran wie der Wind
Vor den des Gegners Stellung geschwind!
Nur den Geist sollt ihr den Prachthänsen zeigen;
Kammet mit gepanzierter Faust sie zum Schweigen!
Nur als Sieger nach Haus und wir werden zum Strauß
Nur auch die Kränze aus Eichenlaub reichen! —
geborn.

Ferdinand Ricodemus.

einige, eins der verhängnisvollsten Vortrie, die sich denken kann. Sparsamkeit, ein ernstes Wort der Mahnung auf wirtschaftlichem Gebiet. Beide gehören zusammen in dieser für Deutschland so wichtigen Zeit. Das deutsche Volk kann sich infolge seiner hervorragenden Strebbarkeit während der 43jährigen Kriegszeit nur schwer mit dem Gedanken vertrauen, nur Sparbarkeit zu üben. Sparen heißt aber, sparen auf der hohen Kante legen, im Strümpfen auch in der Wirtschaft selbst soll an Ausgaben und Lebensmittel gespart werden. Die notwendigen Lebensmittel sind in den ersten Tagen der drohenden Hungersnot z. T. von Bucherhänden in die Höhe geschraubt worden, daß im Interesse der wirtschaftlich Schwachen Preisbegünstigungen erlassen werden mußten. Diese Maßregel, die zu schützen, ist anerkennenswert. Es ist jetzt die höchste Zeit, die Sparbarkeit und die Verwertung in der Küche noch viel zu wenig Beachtung geschenkt. Unzählige Menschen von Fallobst gehen infolge fehlender Aufklärung in den Kreisen der Bevölkerung der Vernichtung entgegen, da man gar nicht daran denkt, diese unrentablen Früchte vom Boden aufzunehmen, viel weniger sie zu verwerten. Und gerade ist es der Apfel, der eierförmigste, vorzüglichste Gelee oder Marmelade gibt. Was man nun mit Fallobst? Birnengelee gibt's. Marmelade wird meist widerlich und fade, nicht ausgereift. Kleinere Früchte können in der Küche als Gelee verwendet werden. Größere, von schönem Geschmack, guter Lausforten, können unter Umständen in der Küche zur Dauerware hergerichtet werden. Genaue Anweisungen über die Herstellung der Gelees und Marmeladen muß die Praxis lehren. — Schablonen sind am wenigsten beim Herstellen der Dauerwaren zu befolgen. Als Aufbewahrungsorte für Gelee und Marmeladen eignen sich tüble, trockene, gelüftete und dunkle Räume.

Im Friedenszeiten klagt der Staatsbürger gern über die schwere Last, die ihm das Heerwesen auferlegt; aber der Krieg ausgebrochen ist, kann sich die öffentliche Meinung nicht genug tun in Klagen darüber. Selten noch mehr für militärische Zwecke getan worden ist, als in Friedenszeiten man Betrachtungen darüber an, daß die in Friedenszeiten das deutsche Heer ein mächtiger Faktor der nationalen Arbeit ist.

Wie in einer vor zwei Jahren erschienenen Schrift des deutschen Braumanns über den Nutzen des Heerwesens für die deutsche Volkswirtschaft zu lesen ist, erhalten durch das Heerwesen allein 33 000 Menschen — Offiziere, Ärzte, Beamte — Arbeit und Beruf, die andernfalls durch den Wettbewerb der Bewerber in den studierten Beamtenberufen nicht die Höhe vermehren und durch ihren Wettbewerb mit den Untertommen des einzelnen sehr bedeutend verringern würden. Ebenso würde es sich mit den fast 100 000 Unteroffizieren verhalten. Man hört jetzt schon genug Klagen über den Wettbewerb der Militäranwärter. Er würde sich ganz erheblich steigern, wenn alle Unteroffiziere in bürgerlichen Berufen mit unterkommen müßten. In dieser Weise geht es mit den Mannschaften. Man kann sich nur einmal vor, wenn plötzlich über eine halbe Million Arbeitskräfte, die jetzt jährlich im Heere zurückgelassen werden, auf dem Arbeitsmarkt als Mitbewerber

erschieden. Vermehrung der Arbeitslosen, des beruflichen Wettkampfes und in seiner Folge allgemeines Herabdrücken der Löhne wäre die unausbleibliche Folge. Aus diesem Grunde entzieht das Heer der Volkswirtschaft keine Kräfte, sondern erhält durch weise Verteilung die Kraft.

Neben dieser mittelbaren Arbeitsermehrung geht eine außerordentliche unmittelbare Arbeitserhöhung einher. Denn man vergesse nicht, daß für eine halbe Million Menschen im Frieden für Bekleidung, Ausrüstung, Geldverpflegung, Unterkunft usw. gesorgt werden muß. Die Sicherheit der Bestellung, der Lieferung und Bezahlung, der erhöhte Verbrauch, alles das beschäftigt Hunderte von Industrien und Tausende von kleinen Handwerkern. Die für Bekleidung und Ernährung ausgegebenen Millionen fließen so der deutschen Volkswirtschaft wieder zu. Die Geldverpflegung zum Beispiel soll dazu dienen, kleine persönliche Ausgaben der Mannschaften zu ermöglichen. Bei ihrer durch den Sparmaßnahmenzwang gebotenen geringen Höhe darf man ohne weiteres annehmen, daß sie restlos (200 Millionen) ausgegeben wird und Kleinhändler, Kantinenwirten und dergleichen zugute kommt. Der Waffenindustrie fließen durch den Heeresbedarf 83 Millionen Mark, den Arbeitern, Maurern, Dockern, Anstreichern, Tischlern usw., die für Instandhaltung der Kasernen, Baracken usw. zu sorgen hab-n, 39 Millionen Mark zu. Und wie viele verschiedene Arbeitskräfte und Handwerksbetriebe sind notwendig, bis ein Haus fertig ist. Natürlich steigert sich das alles bei dem Festungsbau, bei dem alle Erfindungen der Neuzeit verwendet werden. Kaum weniger trifft es bei dem Bau unserer neuen Kasernen zu. Auch sie werden mit den besten und praktischsten Erfindungen — Gas, Wasserspülungen, Dampfheizung, Badeeinrichtungen, besonderen Speiserräumen, Ventilation usw. — ausgestattet.

Man denke ferner an den Pferdebedarf, die Arbeitskräfte, die sich der Pferdezucht zuwenden, an den Bedarf für Hafer, Heu und Stroh, aus dem allein die deutsche Landwirtschaft eine Einnahme von 30 Millionen Mark hat. In den Armee- und Marinebetrieben sind 63 000 Arbeiter beschäftigt, davon 16 600 mit mehr als 15jähriger Dienstzeit und 2050 mit mehr als 30jähriger

Die Staatsbetriebe liefern aber nicht den ganzen Bedarf für das Heer- und Marinewesen. Im Bekleidungs- und Lederlieferungs- und Privatindustrie bleibt. Einige Privatindustrien sind überhaupt erst der Heeresbedürfnisse wegen entstanden, andere haben nur durch sie einen so starken Aufschwung genommen, z. B. die Tuchindustrie, die Lederindustrie, die Konfektionsindustrie, die Zelluloseindustrie, die optische Industrie (Ferngläser, Entfernungsmesser), die Kraftwagenindustrie, die Ballonstofffabrikation, die Flugzeugindustrie. Mit andern Worten, der Heeresbetrieb ist das Muster eines erstklassigen Großbetriebes, und kein anderer Betrieb im deutschen Reiche und auf der ganzen Welt hat eine so starke, weltverbreitete, dauernde und gesicherte Einwirkung auf die gesamte Volkswirtschaft aus wie der Heeresbetrieb.

Was kostet ein scharfer Schuß? Im allgemeinen kann man sagen, daß auf dem Kontinent 230 bis 300 das Minimum der Schußzahl mit voller Ladung bildet, das einem schweren Geschütz ohne Herabsetzung seiner Brauchbarkeit bestenfalls ausgehalten wird. Die Erfahrung lehrt übrigens, daß die verschiedenen Geschütze selten länger als zehn Jahre modern bleiben und diesen Zeitraum meist von neuen, verbesserten Konstruktionen überholt werden. Wenn man daher einen näherungsweise Schätzwert über die effektiven Aufkosten eines scharfen Schusses aus einem schweren Geschütz erhalten will, so muß man etwa folgende Verwendung aufstellen: Die 450 kg schwere Panzergranate des 45 kalibrigen 30,5-cm-Geschützes kostet samt der 116 kg schweren Pulverladung rund 1900 M. 300 Schüsse stellen mithin auf 570 000 M. Das schwere Rohr selbst, an dessen Herstellung etwa anderthalb Jahre gearbeitet werden muß, berechnet sich mit 280 000 M., so daß die Gesamtaufwendungen für einen solch riesigen Feuereschlund, ohne erste Seelenrohr und ohne die Ausrüstung, auf 850 000 M. veranschlagt werden kann. Da nach etwa 10 Friedensjahren von ursprünglichen 300 nunmehr 240 Schüsse verfügbar sind, so stellt sich ein solcher für den Kriegsfall rechnungsmäßig auf 3541,7 M., wobei sich die rechtmäßige Rentabilität natürlich stets verschlechtert, je mehr das Geschütz im Kriege Verwendung findet.

Die Offiziersverluste im Kriege 1870/71. In allen der preussischen und deutschen Armee geführten Kriege sind die Offiziere den Mannschaften mit schönem Beispiel vorangegangen. Es ist deshalb kein Zufall, daß der Prozentatz der gefallenen Offiziere stets ein außerordentlich hoher war. Im Kriege von 1870/71 wurden auf deutscher Seite getötet oder vermundet: 25 Generale, Obersten, 389 Oberstleutnants und Majore, 1010 Hauptleute und Rittmeister, 3982 Leutnants und 1033 Offiziersanwärtinnen. Im ganzen verlor das Heer an Toten 1871 Offiziere und 26 397 Mann und an Verwundeten 44 Offiziere und 84 304 Mann; verschollen blieben 1 Offiziere und 12 750 Mann. Berechnet man den Antheil der Offiziere an den Gesamtverlusten, so ergibt sich, daß auf 100 Tote der Mannschaften 1 Offizier kommt, während 21 verwundeten Soldaten 1 verwundeter Offizier entspricht. Dieses Verhältniß muß umsomehr übersehen werden, als das Verhältniß der Offiziere zur Zahl der Mannschaften in der preussischen Armee im Kriege 1870/71 ein außerordentlich hohes war.

rämpfenden Truppen etwa 1:31 betrug. Hieraus geht hervor, daß, wie es auch nicht anders zu erwarten war, die deutschen Offiziere stets in den ersten Reihen der Kämpfer stehen und sich nicht auf Ermahnungen und Anfeuern beschränken, sondern den Mannschaften selbst mit gutem Beispiel voranehen.

Das Ende des Kriegskorrespondenten. Auf dem Kriegsschauplatz in Ost und West wurden von der deutschen Heeresverwaltung diesmal nur wenige Kriegskorrespondenten zugelassen, und auch diese werden vermutlich nur wenig zu berichten wissen, da der Generalstab nur solche Meldungen zuläßt, die er approbiert hat, und deren Inhalt er meist selbst durch das offizielle Telegraphenbureau der Öffentlichkeit übermittelt. Schon vor längerer Zeit hat einer der bekanntesten Militärschriftsteller, Richard Harding Davis, der für die „Times“ und den „Newport Herald“ an allen Feldzügen der letzten 16 Jahre teilgenommen und in Tschafien, Kuba und Portoriko, auf den Philippinen, in Südafrika, in China und in der Mandschurei zahllosen Schlachten und Gefechten beigewohnt hat, darauf hingewiesen, daß das Ende der Kriegskorrespondenten gekommen sei. In einer amerikanischen Zeitschrift äußert er sich in interessanter Weise über die Zukunft des Kriegskorrespondenten. Er sagt: „Das Ende des Kriegskorrespondenten als ein wichtiger Faktor im Zeitungsweisen und im Felde ist so schnell gekommen, daß der Mann, der diese literarische Spezialität geschaffen und berühmt gemacht hat, noch ihr Verschwinden erlebt.“ Es hat schon vor der Zeit William Howard Russels Kriege und Kriegskorrespondenten gegeben, aber entweder hat die Gelegenheit oder der rechte Mann dazu gefehlt; denn jedenfalls führt die Geburtsstunde des Kriegsberichterstatters und der damit verbundenen guten und schlechten Begleitersehnungen erst in die Zeit zurück, als Russell über die Sepoy-Empörung in Indien schrieb. Nach Russell haben viele Korrespondenten Kriegs-literarischen Ruhm erworben; ehe aber die Glorie als solche und als zugehöriger Teil eines Armeestabes völlig anerkannt war, ist manches Jahr vergangen. Und später dann, im letzten Kriege, ging diese Anerkennung seiner Stellung bei den Russen wie bei den Japanern so weit, daß er einfach sozusagen „brotlos“ geworden ist. Das hat natürlich nicht etwa zu bedeuten, daß ein nächster großer Krieg keine Korrespondenten mehr in den Hauptquartieren sehen wird; ihre Stellung dürfte aber mehr die von Kriegsgefangenen sein, und was sie schreiben, wird, um nicht Informationen für den Gegner abzugeben, einer so scharfen Zensur unterliegen und so lange zurückgehalten werden, daß es weder für den Feind noch für irgend jemand anderen irgendwelchen Wert haben sollte.

Was die Franzosen 1870/71 „verpulverten“. Die Munitionsvergeudung der Franzosen, namentlich wie sie mit Hilfe der schweren Geschütze in den belagerten Forts um Paris geübt wurde, hat schon damals zu der Frage veranlaßt, welche Summen durch das meist ganz zwecklose Knallen im Durchschnitt täglich verpulvert wurden. Eine Vorstellung davon mag man sich an der Hand eines Vergleichnisses der Kaliberstärken und Schußkosten machen, die aus einer Chronik jener Zeit stammt, und der noch die damalige deutsche Münze zugrunde gelegt ist. Demnach kostete: 1. der Granatschuß des Vierpfunders (8-cm-Kanone, 1 Pfund Ladung, Gewicht der Granate 8,5 Pfund) 1 Taler, 10 Sgr.; 2. der Granatschuß des Sechspfunders (10-cm-Kanone, 1,2 Pfund Ladung, 13,8 Pfund Gewicht der fertigen Granate) 1 Taler, 20 Sgr.; 3. der Granatschuß des Zwölfpfunders (12-cm-Kanone, 2,1 Pfund Ladung, 20 Pfund Geschösgewicht) 2 Taler, 18 Sgr.; 4. der Granatschuß des Vierundzwanzigpfunders (15-cm-Kanone, 4,5 Pfundladung, 54,3 Pfund Gewicht der Granate) 4 Taler, 10 Sgr.; 5. der Zweifelsiebzigpfunder und der Sechsendneunzigpfunder, beide ausschließlich in der Küsten- und Marine-Artillerie geführte Kaliber, hatten entprechend den ihnen sich darbietenden Zielen, außer dem Kartätschenschuß noch zwei Geschö-

arten, die Langgranaten und die Hartguthgranaten. Erstere zeichneten sich vor den gewöhnlichen Granaten durch größere Länge und dünnere Eisenstärke aus und fahrdeshalb eine bedeutende Sprengladung. Sie war gegen Erdwälle, Holzschiffe und die nicht gepanzerten Teile von Panzerschiffe bestimmt. Die Hartguthgranaten waren ausschließlich zum Durchschlagen von Panzerplatten bestimmt wurden aus der Gruson'schen Fabrik in Budau bei Magdeburg bezogen und hatten eine ganz massive Vogelspitz und nur ganz kleine, zur Aufnahme der Sprengladung bestimmte Sprengkammern. Die Ladung bestand aus prismatischem Pulver. Der Schuß des Zweilundsiebzigspüunders (21-cm.-Kanone, 9 Pfund Sprengladung für Langgranaten, 3 Pfund für Hartguthgranaten, 16 bis 34 Pfund Ladung kostete durchschnittlich 200 Taler, der Schuß des Sechsendneunzigspüunders (23-cm.-Kanone, 13 Pfund Sprengladung für Langgranaten, 5 Pfund für Hartguthgranaten, 35 bis 48 Pfund Ladung) 300 Taler; 6. der Schuß des Tausendspüunders, der bekanntlich bis jetzt in einem einzigen, noch von der Pariser Weltausstellung her bekannter Exemplare vorhanden ist, war besonders kostspielig. Das Vollgeschos von Stahl wog 1100 Pfund, die Granate 981 Pfund, während das Gewicht des Bleimantels 200 Pfund, das der Pulverladung 100 bis 200 Pfund betrug. Jeder Schuß kostete 800 Taler, und die Kosten des Geschützes betrugen im ganzen bedeutend mehr, als die Unterhaltung eines Infanterieregiments während eines ganzen Jahres.

Der Krieg nach drei Fronten.

Siegesdepeſchen des deutſchen Kronprinzen.

Berlin, 24. Auguſt. Der Kronprinz hat ſeine erſte Waſſentat der Kronprinzefſin durch folgendes Telegramm mitgeteilt:

Armee glänzenden Sieg erfochten. Franzoſen teilweise fluchtartig zurück. Grüße. Wilhelm.

Ferner hat der Kronprinz an den König von Württemberg folgendes Telegramm gerichtet:

Völliger Sieg. 13. Armeekorps bewundernswürdig geſchlagen. Bin ſtolz, ſolche Truppen unter meinem Kommando zu haben.

Die Siegesnachricht unſeres Kronprinzen in Berlin.

Berlin, 24. Auguſt. Die Kunde von dem Siege des Kronprinzen wurde gegen Mittag durch Extrablätter Unter den Linden bekannt, die wie alle Straßen des Inneren Berlins noch wegen des Sieges bei Metz reichen Flaggenſchmuck trugen und von einer feſtlich geſchmückten Menge durchſtutet wurden. Die Kaiſerin war, von begeiſterten Huldigungen begrüßt, zum kronprinzlichen Palais gefahren, das ebenſo wie das Schloß von beſonders dichten Menſchenmengen umgeben war, die immer wieder vaterländiſche Lieder anſtimmten. Als die Kaiſerin das Palais wieder verließ, kannte die Begeiſterung keine Grenzen mehr. Ihr Automobil konnte ſich durch die herandrängenden Scharen nicht mehr durchwinden und mußte ſchließlich den Weg durch die Seitenſtraßen wählen. Die begeiſterten Kundgebungen dauerten den ganzen Nachmittag fort.

Italien bleibt neutral.

Berlin, 23. Auguſt. In einem Berliner Blatt wurde geſtern abend in Form einer an Italien gerichteten Warnung eine Darſtellung veröffentlicht, der zufolge Italien im Begriffe ſtehe, uns und ſeinen öſterreichiſchen Bundesgenoſſen in den Rücken zu fallen.

Wir haben, da dieſe Darſtellung nicht den Intentionen der zutändigen Stelle entſpricht, davon keine Notiz genommen. Wichtig iſt allerdings, daß Differenzen zwiſchen Deſterreich und Italien ausgetaucht waren, bei denen wohl auch die zukünftige Geſtaltung Albaniens eine gewiſſe Rolle geſpielt haben dürfte. Es haben über dieſe Differenzen Verhandlungen geſchwebt, die vielleicht ſchon augenblicklich beendet, ſicherlich aber bis jetzt gut verlaufen ſind. Wie der „Boſtiſchen Zeitung“ mitgeteilt wird, war gerade geſtern der italieniſche Geſchäftsträger, der den Botſchafter Bollati während ſeiner kurzen Abweſenheit von Berlin vertritt, in der Lage, unſerem auswärtigen Amt Erklärungen abzugeben, die darin gipfelten, daß die öſterreichiſch-italienischen Verhandlungen erfreulicherweiſe zu einem Punkte gelangt ſind, der keinerlei Beſorgniſſe mehr rechtfertigt.

Was franzöſiſche Gefangene erzählen.

Stuttgart, 22. Auguſt. Ein franzöſiſcher Unteroffizier von einem hier eingetroffenen Transport von 300 bis 400 franzöſiſchen Gefangenen vom 79. Infanterie-Regiment in Nancy erzählt über ſeine Erlebnisse in den Kämpfen bei Metz: Wir waren ein Regiment von ungefähr 3000 Mann. Innerhalb zweier Stunden blieben nur die hiervon übrig, die in Stuttgart eingetroffen ſind. Unſere Offiziere haben ſich kläglich benommen. Sobald ſie ſahen, daß wir nicht Herr werden konnten, flüchteten ſie und ließen uns kläglich im Stich. Viele der Gefangenen fragen, wo ſie ſich eigentlich befinden. Sie glaubten in Berlin zu ſein und konnten nicht begreifen, daß ſie ſich in Süddeutſchland befänden.

Es ſind meiſt Reſervisten, deren Familien ſich zu Hauſe in großem Elend befinden.

Türkische Freude über Met.

Konſtantinopel, 23. Auguſt. Die Nachricht über den großen Sieg der Deutſchen bei Metz hat in allen Schichten der türkiſchen Bevölkerung gewaltige Begeiſterung hervorgerufen. Die öſterreichiſch-deutſche Kolonie veranſtaltete ein beſonderes Freudenfeſt.

Ein franzöſiſch-englischer Gewaltakt in Tanger.

Berlin, 24. Auguſt. Laut eben aus Palermo ein-
treffender Drahtmeldung des Kaiſerlichen Geſchäftsträgers in Tanger hat dieſem die marokkanische Regierung am 19. Auguſt ſeine Päfſe zugeſtellt und ihn mit dem geſamten Perſonal der Geſandſchaft überrafchend und gewaltſam am Bord des franzöſiſchen Kreuzers Caſſard geſchafft, um ſie nach Palermo zu transportieren. Dieſer brutale Ueberfall in der Hauptſtadt der internationalen Zone Marokkos, in der diplomatiſche Vertreter der Signatarmächte der Alte von Algieras noch heute die Kontrolle der Regierung ausüben, bedeutet ſeitens Marokkos und Frankreichs einen derartig unerhörten Bruch des Völkerrechts, wie er in der Geſchichte äger kaum vorgekommen ſein dürfte. Daß dieſer Gewaltakt ſich nur mit Zuſtimmung Englands möglich war, verſteht ſich bei der Lage Gibraltar von ſelbſt, deſſelben Englands, das ſeine Kriegserklärung gegen uns mit dem Eintreten für die Unverletzlichkeit internationaler Verträge beſchönigte.

Der Zenta ehrenvoller Untergang.

Wien, 23. Auguſt. Laut amtlicher Mitteilung aus Cetinje retteten ſich von dem Kreuzer Zenta, der am 16. Auguſt im Kampfe mit der franzöſiſchen Flotte untergegangen ſein ſoll, 14 Stabs- und 170 Mannſchaftspersonen, darunter 50 Verwundete, auf montenegriſchen Boden. Alle ſonſt in der ausländiſchen Preſſe verbreiteten Nachrichten über Verluſte der öſterreichiſch-ungariſchen Marine, in Seegefechten auf der Adria, ſind vollkommen aus der Luft gegriffen.

Wien, 24. Auguſt. Im Anſchluß an die Mitteilungen des Wiener t. t. Telegr. - Korr. - Bureaus über den kleinen Kreuzer Zenta wird der Korreſpondenz Wilhelm privat mitgeteilt: Vom Geiſte Tegetthofs beſeelt, hat dieſe Ruſſſchale gewagt, im offenen Meere ſich mit vielleicht fünfzigfacher Uebermacht in einen Kampf einzulaſſen, beſtrebt, dem Feind, auch ſicheren Untergang vor Augen, möglichſt viel Schaden zuzufügen. Dieſes ſcheint dem kleinen Kreuzer und ſeiner heldenhaften Beſatzung auch gelungen zu ſein. Die franzöſiſchen Schlachtkriſſe haben auch durch die wackeren Zenta Schaden erlitten, wenn auch deſſen Größe ſich nicht einmal annähernd beſtimmen läßt. Die etwa 150 Mann, welche ſich an der montenegriſchen Küſte retteten, werden wohl in Montenegro Kriegsgefangene ſein. Auch die franzöſiſchen Schlachtkriſſe werden wohl einen Teil der Bemannung der Zenta gerettet haben. Nach internationalem Uebereinkommen müſſen die Namen der Geretteten unſerer Marine bald bekanntgegeben werden. Dieſe in der Geſchichte unſerer Flotte unvergängliche Tat zeigt, von welchem Geiſte die Marine beſeelt iſt.

Vom ruſſiſchen Kriegſchauplatz.

Lemberg, 23. Auguſt. Heute nachmittag traf wieder ein Transport ruſſiſcher Gefangener, beſtehend aus 20 Offizieren und 300 Dragonern hier ein, ferner ſechs Maſchinengewehre, ſechs Feldküchen und zahlreiche Wagen mit Rüſtzug, Sätteln, Gewehren, Piſten uſw., die bei Turinka erobert worden ſind. Die ruſſiſchen Generale Wannowſki und Jwanow ſind ihren Wunden erlegen.

Vom ſerbiſchen Kriegſchauplatz.

Serajewo, 23. Auguſt. Nach Erzählungen der eingetroffenen Verwundeten wurden die gemeldeten ſiegreichen Kämpfe bei Viſegrad mit großer Partnariſchkeit und Erbitterung geführt. Unſere Truppen, die ſich heldenmütig und mit bewundernswürdiger Bravour ſchlugen, brachten dem Feinde enorme Verluſte bei. Aus dem Umſtande, daß in einem Schützengraben allein 500 Tote gefunden wurden, kann man ſchließen, daß die Verluſtzahl auf ſerbiſcher Seite eine überaus große geweſen ſein muß. Daß auch unſere ſeitſ nachhafte Verluſte vorhanden ſind, iſt vor allem bei der Tollkühnheit und Todesverachtung zuſchreiben, mit der unſere Truppen ſich auf den Feind warfen. Offiziere ſichern, daß unſere Soldaten einfach nicht zu halten ſind und der Bajonetſturm ihnen die liebſte Kampfart iſt.

Die Operationen der öſterreichiſch-ungariſchen Armee.

Wien, 22. Auguſt. Aus dem Quartier der Preſſe wird unter dem 21. Auguſt amtlich gemeldet: Am 20. d. M. liegen folgende zuſammenfaſſenden, verſpätet eingelangten Meldungen vor. Auf dem ſüdlichen Kriegſchauplatz bis Cattaro ſind wir ohne weſentlichen Erfolg von den Montenegrinern beſchoſſen worden. Unſere Feſtungs- und Marine-Artillerie erwiderte das Feuer mit ſichtlich größter Wirkung. Bei Trebinje herrſchte Ruhe. Die eigenen Truppen mäßig, aber ununterbrochen beſchoſſen. Die eigenen Truppen beſetzten am 18. Auguſt Plewſje und ſind im Bedrohungsgebiet über die obere Drina und den Vim. An der unteren Drina führten die Truppen den anbeſohlenen Rückmarſch vollzogen geordnet und vom Feinde unbeläſtigt durch. Bei Dobruwa wurde ein erfolgreicher Vorstoß gegen Süden unternommen, worauf die ſiegreichen Truppen, wie beſohlen, wieder zurückgingen. Auf dem nördlichen Kriegſchauplatz ſchreitet eigene Aufklärung mit gutem Erfolg fort.

Die Lügenmär von der Revolution in Prag.

Prag, 23. Auguſt. Deutſche und tiſcheiſche Telegrammagenten über den Ausbruch einer Revolution in Prag ein wahrnehmbares Produkt böſer Verleumdungsſucht. Die Meldung beweiſe, mit welchen Mitteln der Dreißigjährige Krieg, um das Ausland über ſeine Erfolge und Miſſerfolge zu täuſchen. In der Prager Bevölkerung, die in den letzten Wochen ihre Ergebenheit für die Monarchie und ihre Anerkennung in einer feſten patriotiſchen Begeiſterung bewahrt, rufe die Lügennachricht nur mißleidiges Lächeln hervor und zeige klar, wer in dieſem Krieg vergiftete Waſſen führt.

Verſchiedene Nachrichten.

Berlin, 24. Auguſt. Wie die „Nordd. Allg. Ztg.“ mittelt, wird aus Konſtantinopel der „Wiener Rundſchau“ gemeldet: In Oſtindien herrſcht unter den Mohammedanern eine tiefliegende Gärung gegen England, die an einzelnen Orten zu offenen, nur mühsam unterdrückten Ausbrüchen geführt hat. Türkiſche Emiſſäre bereiſen das Land und ſuchen überall in der Bevölkerung begeiſterte Aufnahme. Die Gärung iſt nicht umſtände, die von London gefordert werden von britiſchen Truppen aus Oſtindien nach England durchzuführen, da alle Streitkräfte im Lande beinahe nötig wurden. Der Biſchof von Kalkutta iſt von ſeinem Sammelort nach Kalkutta zurückgekehrt und hält täglich Beratungen mit den höchſtkommandierenden.

Strasburg, 24. Auguſt. Die Nachricht von dem letzten Siege der deutſchen Truppen hat hier eine unbeläſtliche Begeiſterung ausgelöst. In der franzöſiſchen Armee heißen die Bayern ſchon „Les lions de Baviere“.

Der Kampf um das Majorat.

Roman von Ewald Aug. König.
(Nachdruck nicht geſtattet.)

(34)

„Ich kann Ihnen nur ſagen, daß Sie Ihre Verwalterſtellung zurückerhalten werden, wenn derjenige beſeitigt iſt, der Ihre Entlaſſung gefordert hat, nicht eher, wir wollen die Sache nicht weiter erörtern, wir wiſſen ja, was in der Vergangenheit geſchehen iſt. Die lange bleiben Sie noch in Eichendorff?“

„Von heute ab noch drei Wochen.“

„So iſt es ja noch immer möglich, daß Sie gar nicht entlaſſen werden.“

„Auf das Geld kann ich alſo rechnen?“

„Nehmen Sie es einſtweilen aus der Verwaltungsklaſſe. Sie ſind ja noch nicht entlaſſen.“

„Gut, dann aber müſſen Sie ſpäter bei der Reviſion der Bücher die Richtigkeit meiner Abrechnung anerkennen.“

„Das alles wird ſich ja finden, ich komme in den nächſten Tagen hinaus, vielleicht laſſe ich Sie dann ins Kabinett rufen.“

„Ich hoffe, daß wir dann einen Schritt weiter gekommen ſind“, ſagte der Verwalter, „wünſche geeignete Mahlgeld, Herr Notar.“

Damit ging er hinaus, und als er auf der Straße war ſtieh er zornig mit dem Stock auf das Pflaſter.

„Dieſer Notar tut, als ob er niemals ein Wäſſerchen getrübt hätte; läme es einmal zur Abrechnung, ſo würde er ſich ja ſalvieren wiſſen, und dabei iſt er von uns dreien der größte Spitzhube. Sein Plan iſt gut, aber der Plan Eduards iſt auch nicht ſchlecht, ich will hören, wie weit er gediehen iſt.“

Der Verwalter hatte die Wohnung ſeines Sohnes bald erreicht; die beiden wechselten eine gleichgültige Bemerkung mit einander, dann ſtiegen ſie die Wendeltreppe hinauf ins Kabinett.

„Wie weit ſind wir?“ fragte der alte Mann, nachdem er ſich niedergelaſſen und Atem geſchöpft hatte.

„Ich denke, es geht alles vortrefſſich“, erwiderte Eduard; „unſer Graf verbringt heute den ganzen Tag mit Dagobert, er wird heute abend den erſten Verſuch machen. Aber die Sache koſtet Geld, fünfhundert Gulden habe ich ihm ſchon gezahlt, der Graf muß ja Mittel haben, um ſpielen zu können.“

„Wenn wir nur erreichen, was wir wollen, dann iſt das Geld Nebſache“, ſagte ſein Vater. „Der Graf wird ja im Spiel gewinnen, Baron Dagobert muß ihm nun den Säckel füllen.“

„Das habe ich ihm auch ſagt, er ſoll dieſe Goldgrube ausnützen. Baron Dagobert hat wohl von drüben nichts mitgebracht?“

„Im Gegenteile, er ſoll ein hübſches Vermögen erworben haben.“

„Dann wird die Geſchichte eben etwas länger dauern.“

„Ein einziger falſcher Wechſel, mein Junge, brächte alles in Ordnung.“

„Oder ein Duell?“

„Dann müßte er in dieſem Duell ſallen.“

„Ich habe darüber ſchon mit unſerem Grafen geſprochen, er will ein guter Schlichter ſein, aber er fordert für dieſen Mord, wie er es nennt, eine ziemlich große Summe.“

„Er ſoll ſie haben, wenn er ihn toſchießt. Ich hoſſe ihn nun auch ſo glühend, wie Du ihn nur haſſen kannſt; er hat mich beſchimpft, er behandelt mich wie einen Adeltreue und droht dabei mit der Reviſion meiner Bücher. Baron Kurt ſchützt mich jetzt noch, aber man kennt ja die großen Herren, ſie denken nur an ihren eigenen Vorteil. Der Baron läßt mich rüchſichtslos fallen, wenn ſein Intereſſe ihm das gebietet. Ich war vorhin beim Notar Zellenbach, wir haben auch von ihm keine Unterſtützung zu erwarten, er ſowohl wie der Baron wollen von unſeren Plänen nichts wiſſen; ſie nehmen nicht einmal Notiz davon, wenn ſie auch heimlich uns beobachten. Aber wenn der Erfolg da iſt, dann dürfen wir auch ſeſt darauf rechnen, daß wir nicht zu kurz dabei kommen.“

Eduard nickte zuſtimmend.

„Ich finde das alles begreiflich“, ſagte er, „es iſt auch beſſer, wenn ſie die Hände aus dem Spiel laſſen, wir können es ja im ſtillen allein beſorgen. Für das Geld, das ich verausgabe, mußt Du natürlich aufkommen, ich darf dabei nichts verlieren.“

„Nimm es nur immerhin von meinem Kapital, ich werde mich ſchon zu entſchädigen wiſſen. Viſt Du aber auch ſicher, daß der Graf uns nicht betrügt?“

„Ich habe dieſe Sicherheit von ihm gefordert, heute abend ſoll ich die beiden im Ratskeller finden. Natürlich darf ich mich ihnen nicht nähern, aber ich werde beobachten und dann ehr bald erfahren, ob dem Grafen volles Vertrauen zu ſcheuen iſt.“

Der alte Mann ſchien jetzt beruhigt zu ſein, er reichte ſeinem Sohne die Hand und nahm Abſchied.

Zwzwiſchen durchwanderte Dagobert mit dem ungarischen Grafen die Stadt; er beſuchte mit ihm das Muſeum und mehrere Kirchen, zeigte ihm einige öffentliſche Gebäude, die durch ihren Bauſtil ſich auszeichneten, und dinierte dann mit ihm in einem Hotel.

Graf Morray war ein weltgereifter Mann und ein ſehr unmerkſamer und liebenswürdiger Geſellſchafter; er wußte ſtark zu erzählen und verſtand es vortrefſſich, Dagobert immer feſter an ſich zu feſſeln.

Auch über die Hinderniſſe, die ſich der Uebernahme des Majorats entgegenſtellten, ſprach Graf Morray mit ihm; er war empört darüber, er nahm energig Partei für ſeinen

Freund und beſtärkte ihn in dem Mißtrauen, das Dagobert gegen ſeinen Onkel empfand.

Sie ſaßen im Rathauſskeller, als ſie über dieſen Punkt ab-
anteilten, Graf Morray hatte ſeinem Begleiter eine ſo
zarte angeboten, Dagobert ſühlte eine zunehmende Spannung
in ſeinem Kopfe, während er ſie rauchte.

„Sie müſſen Oppoſition machen“, rief der Graf, „Nimm
Sie das nicht auf geſchlichem Wege, ſo proteſtieren Sie ge-
gen alles, was der Vormund auf dem Gute unternimmt.“

„Die Beziehungen zwiſchen ihm und mir würden ſich ſo
durch nur noch unangenehmer geſtalten“, warf Dagobert ein.
„Wenn Sie ihm zu unangenehm werden, mag er ſich
das Feld räumen. Sie ſind der rechtmäßige Herr, Sie müſſen
jede Gelegenheit benutzen, um das zu beweifen. Ordnen Sie
an, befehlen Sie dies und jenes; will der Onkel dann ſich
Vormundſchaftsrechte geltend machen, ſo zeigen Sie ihm die
Bühne, ich glaube, in dieſem Kampfe wird er bald erſinken.“

Der Blick Dagoberts fiel in dieſem Moment auf Eduard,
der eben eingetreten war, er zog die Brauen ſtaifer zuſammen.

„Sehen Sie den geſchniegelten Herrn mit dem geſchniegelten
Borgnon?“ fragte er leiſe. „Er iſt der Sohn des Verwalters.“

„Vom dem ich Ihnen erzählt habe.“

„Ihr Verſüßter?“ erwiderte der Graf mit einem gering-
ſchätigen Blick auf Eduard, der von den beiden nicht die ge-
ringſte Notiz nahm. „Ich begreife nicht, wie Sie ſich mit
einem ſolchen Menſchen drehen laſſen konnten.“

„Ich war jung, hatte kein Heim, lebte mit dem Onkel in
Unfrieden und beſaß auch, was ich nicht beſtreiten kann, ein
leichtſinniges Ader!“

„Können Sie begreifen, daß dieſer Mann gleich nach un-
ſer Rückkehr mich aufſuchte, ſich auf dieſe frühere Freundschaft be-
rief und die Rechte eines Freundes wieder beanspruchte?“

„Warum nicht? Solche Leute können alles, ſie laſſen ſich
zur Haut hinanſchleichen und kommen zur Poſtur wieder
herin. Wenn es Ihnen unangenehm iſt, in ſeiner Nähe zu ſitzen,
ſo wollen wir gehen.“

Dagobert war mit dieſem Vorſchlag einverſtanden, er ſah
den triumphierenden Blick nicht, den ſein Begleiter dem Grafen
verſtohlen zuwarf, er ſah auch den Hauptmann Tſche ſich
nicht, der in der Nähe Eduards an einem anderen Tiſche ſaß,
er hörte nicht einmal den Gruß des Rittmeiſters von Schwab,
an dem er dicht vorbeigritt, ſein Kopf war ſchwarz, ſein
Blick getrübt, er fühlte das ſelbſt und konnte ſich die Gründe
nicht erklären.

Als ſie auf der Straße angelangt waren, ſah der Graf
einen Arm in den ſeines Begleiters.

Fortſetzung folgt.

Lokales und Provinzielles.

Postales. Die Kaiserl. Oberpostdirektion
schreibt uns: Die schnelle Bearbeitung der
Antragungen stößt bei der Postanstalt fort-
während auf Schwierigkeiten dadurch, daß zu den Feldpostkarten
keine Anweisungslagen nur in wenigen Fällen Formulare
für die Aufschriften des Truppenteils verhandt
werden. Die Aufschriften vielfach unleserlich und unvollständig
enthalten. Die Feld-
postkarten können nur dann pünktlich an die Empfänger
gehen, wenn die Aufschriften klar und übersichtlich
sind und unter Vermeidung jeder Abkürzung be-
stimmte Angaben enthalten. Diese Angaben sind:
1. welchem Regiment, welchem Bataillon, welcher
Kompanie oder welchem sonstigen Truppenteile der Empfänger
zugeschrieben. Diese Angaben werden am besten untereinander
niedergeschrieben. Dasselbe gilt sinngemäß für

* **Bad Homburg v. d. G., 24. August.** Der Besitzer des Grand-Hotels „Victoria“, Stadtrat Jean Baechl, entließ kürzlich seine deutschen Röcke und stellte dafür französische Röcke ein. Dieses auffällige Verhalten empörte die Einwohner derart, daß sie am Samstag in dichten Scharen vor das Hotel zogen und die Entlassung der Franzosen verlangten. Oberbürgermeister Lüble suchte die Menge zu beruhigen und versprach, für die Entlassung der Leute am Sonntag Morgen Sorge zu tragen. Als das Versprechen des Oberbürgermeisters am Sonntag Abend aber noch nicht eingelöst war, kannte die Wut der Leute keine Grenzen mehr. Man zerbrach in wenigen Augenblicken die Fenster des Hotels, Polizei und Feuerwehr waren machtlos. Die sodann alarmierte Militärwache schritt aber auch nicht gegen die Volksmenge ein, sondern entfernte unter den stürmischen Rundgebungen der Einwohnerschaft die französischen Röcke und

Für die Schriftleitung verantwortlich: A. Klose, Herborn.

